

Thomas Meier

Fröhliche Theorie – gaya teoria. Vier Aphorismen

Stilistik

„Zu wenig beachtete MahnerInnen“, „LotsInnen in erkenntnis- und kulturtheoretischen Fragen“, „MediatorInnen“, „politische AgentInnen“, „GarantInnen der ‚political correctness‘“, „ProvokateurInnen“ oder auch ganz etwas anderes – einige Identifikationsangebote, die mir der Einladungstext zu diesem Sammelband gemacht hat, wenn es darum geht, dass ich mich ab und an auch mit theoretischen Fragen in und jenseits der Archäologie auseinandersetze. Gut beobachtet, wenn ich an so manches Treffen mit GleichinteressiertInnen zurückdenke, bei dem sich je nach Charakter, Gemütsverfassung und Alkohollevel der eine dann eher in die larmoyanten, die andere in die empörten Selbstzuschreibungen flüchtete, alle vereint im Gefühl, als einzig Aufrechte das „Eigentliche“, „Wesentliche“ des Fachs zu leisten.

Verirrten wir uns an den Stammtisch der von uns zumeist so verachteten „Antiquare“ am anderen Ende des archäologischen Gärtleins, träfen wir dort ganz gleich Gesinnte: Auch dort herrscht das Gefühl, zu einer kleinen Gruppe der letzten/ersten Aufrechten zu gehören, die weitestgehend verkannt die Werte und Grundlagen hochhält, die das Fach doch „eigentlich“ ausmachten – vor Jahren, als Post-Doc, putzte mich einer dieser Antiquare mit den Worten vom Gang, meine schon damals theoretisierte Forschung (und Lehre) beträfen eben nicht „den Kern des Faches“. Nun, das ist in anderen Disziplinen und an anderen Stammtischen nicht anders, auch nicht in einem zufällig zusammengewürfelten Zimmer eines Schullandheims. Und insofern lässt sich dieser Gestus der Eigentlichkeit als eine der Possierlichkeiten menschlichen Verhaltens abhaken.

Und doch verwenden wir jede Menge Zeit und Energie darauf, uns in dieser Rolle des vermeintlich verkannten Martyrers in einem gefühlten Exil an den grauen Rändern der Disziplin einzunischen. Im Fall der TheorieinteressiertInnen schreibt diese Selbst-Exilierung eine empirisch ganz gut belegbare Marginalisierung theoretischer Aspekte in der deutschen Archäologie bis in die 1990er Jahre fort. Aber heute? Jenseits erbitterter Meinungsunterschiede in den Inhalten ist die Diskussion theoretischer Aspekte in der Archäologie doch grundsätzlich genauso viel oder wenig akzeptiert, wie eine antiquarische Analyse. Theorie ist schon längst kein stigmatisiertes Randthema mehr! Wir wollen es nur nicht wahrhaben, weil uns dann ein wichtiger Teil unserer Identität verloren ginge. Und einige Vorteile: Wer seit Jahrzehnten gegen alle Widerstände, unter erheblichen materiellen und sozialen Opfern das arkane Wissen hütet, das die Disziplin im Innersten zusammenhält, wird zum Martyrer, zum Fachheiligen – und die Dinge des Sakralen sind bekanntlich weder hinterfrag- noch kritisierbar, sie sind schlicht wahr. Die Stilistik des *Outlaw* verklärt die eigene Nische zum Tabernakel und entzieht den der-

art auratisierten Gegenstand dem, was wir einen kritischen, wissenschaftlichen Diskurs nennen.

Pluralität als Imperativ, Wirklichkeiten als Gegenstand

Vielfach beklagt, vielfach bejubelt ist in den letzten drei oder zwei Jahrzehnten die Einheit der Archäologie zerbrochen, die vor allem eine epistemologische Einfalt im glückseligen Zustand eines naiven Prä-Positivismus war. Kaum zu erraten, stehe ich auf der Seite der Jubelnden.

Auch die Archäologie ist inzwischen in der post-modernen Gegenwart angekommen, in der Einheit(lichkeit)sphantasmen jedweder Art unethisch geworden sind – zu oft hatten sie sich in der Moderne als Vehikel für Intoleranz, Unterdrückung und Totalitarismus verdungen. Der einzige ethische Imperativ der Post-Moderne kann daher nur eine unbedingte Pluralität sein, die allein dort Grenzen findet, wo sie sich selbst aufhebt, indem sie Pluralität begrenzt (Welsch 1991). Für uns Theoriegetriebene heißt das, die Vielfalt theoretischer Ansätze zu vermehren, statt für eine Weltformel zu kämpfen, die Gedanken frei sein zu lassen, statt sie hinter die Gitter politischer Korrektheit einzusperren, und die Vielfalt der Gedanken anderer zu ertragen – so schwer das im Einzelfall auch ist. Mit einem Wort: Akademische Freiheit, die Freiheit der Gedanken und Worte voll und ganz und regellos zu leben – obwohl und gerade weil sie vielerorts unter Druck steht.

Die Vielfalt zu fordern, zu fördern und zu ertragen, verlangt nach einem gerüttelt Maß Toleranz und ist ganz etwas anderes, als alles zu akzeptieren. Wer alles akzeptiert, wem alles einerlei ist, der ist nicht tolerant, sondern ignorant. Toleranz hingegen setzt einen eigenen Standpunkt voraus und es wäre ein gewaltiges Missverständnis, mit dem Imperativ der Pluralität die Legitimität eines eigenen Standpunkts abzuleugnen. Wissenschaft lebt davon, dass Standpunkte vertreten werden, dass für und um Standpunkte gestritten wird. Aber keiner dieser Standpunkte kann noch den Anspruch erheben, DIE Wahrheit zu sein, keiner ist selbstevident, sondern sie alle müssen begründet werden, müssen sich der Kritik und der Diskussion stellen, statt sich in Unantastbarkeiten einzunischen, jeder bezieht sich auf EINE Wirklichkeit, die von vornherein mit anderen, parallelen Wirklichkeiten rechnet. Welche dieser Wirklichkeiten ich vertrete, ist eine Frage der besseren = mich überzeugenden Argumente und meiner persönlichen ethischen Positionen, aber nicht einer Ontologie.

Archäologie der Archäologie

„J’ai d’abord employé ce mot [archéologie] de façon un peu aveugle, pour désigner une forme d’analyse qui ne serait pas tout à fait une histoire (au sens où l’on raconte par exemple l’histoire des inventions ou des idées), et qui ne serait pas non plus une épistémologie, c’est-à-dire l’analyse interne de la structure d’une science. Ce quelque chose d’autre, je l’ai donc appelé ‚archéologie‘ [...]: après tout, ce mot d’‚archéologie‘ [...] peut vouloir dire: description de l’archive. J’entends par archive l’ensemble des discours effectivement prononcés; et



cet ensemble de discours est envisagé non pas seulement comme un ensemble d'événements qui auraient eu lieu une fois pour toutes et qui resteraient en suspens, dans les limbes ou dans le purgatoire de l'histoire, mais aussi comme un ensemble qui continue à fonctionner, à se transformer à travers l'histoire, à donner possibilité d'apparaître à d'autres discours“, so antwortete Michel Foucault 1969 auf die Frage, warum er sein jüngstes Buch „*Archéologie de Savoir*“ genannt habe, warum „*archéologie*“?

Archäologie, mit Foucault verstanden als das Offenlegen der Diskurse, der gewordenen und noch immer wirksamen, die „anderen Diskurse die Möglichkeit des Auftretens“ geben. Ist nicht genau das die *job description* einer Theorie der Archäologie? Oder

wie eine Kollegin verwundert fragte: „Theorie ohne Wissenschaftsgeschichte, geht das überhaupt?“ Theorie der Archäologie also als Archäologie der Archäologie, als Reflektionsmodus ihrer Diskurse, ihrer Machtstrukturen, der Räume des Sagbaren und des Nicht-Sagbaren, des Im-Wahren und des Nicht-im-Wahren.

Foucault betrieb sein Projekt, die Diskurse offenzulegen, mit einer anarchischen Freude an der Dekonstruktion in der – wie wir heute wissen, naiven – Hoffnung, allein das Offenlegen werde die Macht der Diskurse brechen und von ihnen befreien; ein sehr aufklärerisch-moderner Gedanke übrigens. Inzwischen haben wir gelernt, dass auch der offengelegte Diskurs nichts von seiner zwingenden Macht verlieren muss. Und was lernen wir daraus nun? Zwischen der Offenlegung des Diskurses und seiner Dekonstruktion zu unterscheiden: Noch immer feiert die Überzeugung fröhliche Urständ, wenn die Implikationen, Hintergründe oder Machtstrukturen eines wissenschaftlichen Ansatzes, eines Paradigmas, eines Diskurses offengelegt seien, sei diese /s/r diskreditiert und jedenfalls nicht mehr in der Wissenschaft zu gebrauchen. Wer noch immer die reine Wahrheit für den Gegenstand der Wissenschaft hält, wer noch immer in der Moderne verharret, dem muss tatsächlich Angst und Bange werden, wenn die Reinheit und damit eben auch die Wahrheit sich durch Interessen, Nebenwirkungen und historische Bedingungen verschmutzt zeigen. Aber wo wir anerkennen, dass Wissen sich immer auf gruppenspezifische Wirklichkeiten bezieht, wo wir diese Wirklichkeiten als Geltungsbedingungen des jeweiligen Wissens von vornherein auf dem Schirm haben, setzt die Reflektion über Genese und Implikationen des jeweiligen Wirklichkeitswissens es keineswegs außer Kraft, dekonstruiert es also gerade nicht, sondern rückt nur seine historisch-soziale Verortung, seine Diskursivität in den Blick.

Aufklärerisch ist diese Offenlegung noch immer, als nun keinEr mehr sagen kann, man habe es nicht gewusst, zu wessen BüttelIn man sich macht, wenn man diesem Paradigma oder jenem Diskurs folgt. Die soziale Konstruiertheit der Welt, in der wir zu leben meinen, anzuerkennen, bedeutet zugleich, die volle Verantwortung für ihren Zustand zu übernehmen (Glaserfeld 1981, 17).

Theorie in der Anwendung

Schon in der Wiege bekam die theoretische Archäologie von ihren missgünstigen Geschwistern ins Ohr gesungen, sie brächte keinen praktischen Nutzen, weder auf Ausgrabungen, noch bei der Interpretation.

Stimmt! Seit ihrer Pubertät beschäftigt sich die theoretische Archäologie vorwiegend mit sich selbst, hat in ihren eigenen vier Wänden inzwischen zwar ein einigermaßen suffizientes Auskommen, aber ein latenter Autismus lässt sich nicht von der Hand weisen: Diskussionen in der – sagen wir beliebig(!) – Bronzezeitforschung werden im Salon der Theorie ungefähr so intensiv rezipiert wie andersherum oder wie sich Diskussionen über das Neolithikum und in der Mittelalterarchäologie wechselseitig ignorieren. Die theoretische Archäologie steht damit etwa so autistisch oder extrovertiert wie jede andere Sekte im Kosmos der archäologischen Arbeitsgemeinschaften da: Sie bildet ein autopoietisches, selbstreferentielles System. Aber ist das schlimm? Niemand zweifelt trotz der weitgehenden Hermetik am Nutzen der Provinzialrömischen Forschung – was also soll defizitär

an einer Forschungsrichtung sein, die „nur“ eine Reflektion der Fachparadigmen leistet und ihre diskursiven Strukturen sichtbar macht. Ist das nicht in sich bereits ein wichtiger, wenn auch vielleicht ungeliebter Beitrag zum Wohlergehen der Archäologie?

Stimmt nicht! Theorien haben auch in der „praktischen“ Archäologie durchaus Anwendungen. Das lässt sich nun nicht theoretisch begründen, sondern liegt an jedem von uns selbst, sich durch Theoriediskussionen zu einem erfrischenden Perspektivwechsel verführen zu lassen. Ein Beispiel: Erst durch das Theorien-Bündel, das Raum nicht als prädiskursiven Container, sondern als soziale Konstruktion betrachtet, geraten nicht nur im Sinn einer traditionellen Umwelt-Archäologie ökologische Parameter in den Blick, sondern auch Wahrnehmungen und Zuschreibungen. Es lässt sich nicht mehr naiv von „naturräumlichen Voraussetzungen“ sprechen, denn was eine Gesellschaft voraussetzte, ist erst zu erforschen. So von vermeintlichen Sicherheiten aufgeschreckt, wird uns beispielsweise bewusst, dass Gebirge nicht unbedingt Hindernisse sein müssen, dass man sie auf ganz unterschiedlichen Weisen überqueren kann – im Talgrund, auf halber Höhe, oberhalb der Baumgrenze, zu Fuß, per Maultier oder auf Flößen ... jeweils mit Vor- und Nachteilen, deren Balance aber nicht auf einer „natürlichen“ Logik, sondern auf einer kulturellen Entscheidung beruht. Das beeinflusst nicht nur die Interpretation von Funden, die früher als sinnlose Einzelfunde oder „kultische Deponierungen“ an die Berggötter galten, sondern auch die ganz praktische Arbeit der Denkmalpflege etwa bei der Ausweisung von Skigebieten oberhalb der Baumgrenze, die früher als denkmalpflegerisch unverdächtig galten, oder beim Abschmelzen der Gletscher.

Die Theorien des sozialen Raums bieten noch mehr, denn es geht eben um Raum und nicht (nur) um Orte: Der traditionelle archäologische Ansatz denkt von der Fundstelle her, vom Punkt auf der Karte, bis zu dessen Nachbarpunkt eine weiße *terra incognita* gähnt, die nur insofern und dort relevant wird, wo wir eine weitere, bislang unbekannte Fundstelle entdecken; der Rest der Fläche bleibt unschuldig weiß. Auf diesem Denken basieren unsere deutschen Denkmalschutzgesetze, und so sind unsere archäologischen Fachinformationssysteme aufgebaut – mit allen juristischen und wissenschaftlichen Konsequenzen, die daraus folgen. Und nun? Nun geht es um nicht weniger als eine völlige Perspektivumkehr, den Raum nicht als unbeschriebenes Weiß zwischen den Punkten der Archäologie zu ignorieren, sondern genau von diesem Raum her zu denken, ihn als Landschaft, als sozial geschaffenen, verhandelten und permanent transformierten Raum wahrzunehmen, in den (auch) die individuellen Fundstellen mit ihren Geschichten eingebettet sind. Statt mit einem Set topographischer Karten, deren jede mehr oder weniger intensiv von einem Ausschlag roter Punkte befallen ist, haben wir es nun mit der verwirrenden 4-Dimensionalität einer sich permanent verändernden Landschaft zu tun, die ihre je eigene Biographie besitzt (Kolen et al. 2015). Und „praktisch“? Praktisch liegen mit den klassischen Methoden der – gerade aussterbenden – Historischen Geographie, mit großflächigen Luftbildsurveys und Lidar-Scans mehr als genug Informationen über die vermeintlich „weißen“ Flächen vor, die eben alles andere als weiß, sondern historisch dicht besetzt sind von Zeugnissen menschlichen Handelns im Raum. Nur sind sie mit dem traditionellen Denkmalverständnis nicht in den Griff zu bekommen: Man könne doch nicht den ganzen Raum unter eine konservatorische Käseglocke stellen – nein, bitte nicht! Aber das neue, zunächst theoretisch ausgebrütete Raumkonzept entwickelt nun Druck auf die Praxis der Denkmalpflege und auf die Legislative, sich den neu wahr-

genommenen Wirklichkeiten anzupassen: Das Spannungsfeld von Denkmalschutz und Raumentwicklung ist völlig neu auszutarieren, Wandel – auch aktueller Wandel – als Teil der archäologischen Landschaft anzuerkennen, das Konzept der Landschafts-Biographie in die denkmalpflegerische und raumentwicklerische Praxis umzusetzen.

Zitierte Literatur

- Foucault 1969: M. Foucault, Michel Foucault explique son dernier livre (entretien avec Jean-Jacques Brochier). Magazine Littéraire 28, avril/mai 1969, 23–25 [wieder in: Michel Foucault, Dits et Ecrits I, 1954–1969. Paris: Gallimard 1994, Text Nr. 66].
- Glaserfeld 1981: E. von Glaserfeld, Einführung in den radikalen Konstruktivismus. In: P. Watzlawick (Hrsg.), Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus. München: Piper 1981, 16–38.
- Kolen et al. 2015: J. Kolen/J. Renes/R. Hermans (Hrsg.), Landscape biographies. Geographical, historical and archaeological perspectives on the production and transmission of landscapes. Amsterdam: Amsterdam University Press 2015.
- Welsch 1991: W. Welsch, Postmoderne. Pluralität als ethischer und politischer Wert. In: J. Albrecht (Hrsg.), Aufklärung und Postmoderne. 200 Jahre nach der französischen Revolution das Ende aller Aufklärung? Berlin: Freie Akademie 1991, 9–44.

Thomas Meier

Institut für Ur- und Frühgeschichte und Vorderasiatische Archäologie,
Universität Heidelberg, Sandgasse 7, D-69117 Heidelberg
thomas.meier@zaw.uni-heidelberg.de